

Verdeckte Lebensgeschichten. Eine Analyse der Dethematisierung des eigenen Lebens in biografisch-narrativen Interviews

Nadine Gautschi

1. Schweigen in Einzelinterviews

In den letzten Jahren hat sich die Literatur zu qualitativer Sozialforschung vermehrt der Thematik des Schweigens in Einzelinterviews angenommen. Im gedanklichen Vergleich zu ethnografischen Forschungsansätzen wie der teilnehmenden Beobachtung oder auch zu Gruppendiskussionsverfahren, zeichnet sich das Einzelinterview dadurch aus, dass sich das kommunikative Geschehen auf zwei Personen beschränkt. Dem methodischen Ideal entsprechend erwarten die Forscher:innen, auf gesprächsfreudige Interviewpartner:innen zu treffen, die ihnen ihre Forschungsfragen beantworten. Verhalten sich die Interviewten entgegen diesen Erwartungen, zum Beispiel durch Schweigsamkeit, ist diese Erfahrung für die Forscher:innen mit Selbst- und Fremdbeschämung verbunden und sie sind geneigt, solche Interviews auszusortieren und über ihre Erfahrung zu schweigen, um vor sich selbst und anderen nicht als schlechte Wissenschaftler:innen dazustehen (Eckert & Cichecki, 2020, S. 9, S. 17). Obwohl das Prinzip der Kommunikation in der qualitativen Forschung besagt, dass Interviewer:in und Interviewpartner:in immer in einer interaktionalen Beziehung zueinander stehen (Eckert & Cichecki, 2020), und Schweigen ein normales Konstitut von Sozialität darstellt (Hirschauer, 2001), ist die qualitative Sozialforschung nach wie vor von einem positivistischen Ideal geprägt, wonach der Forschungsprozess zielgerichtet und störungsfrei abzulaufen hat (Eckert & Cichecki, 2020, S. 19; Mruck & Mey, 1996). So wurde und wird das Schweigen von Interviewpartner:innen oft als Versagen seitens der Forschenden und deren Interviewtechnik gesehen (Kawabata & Gastaldo, 2015, S. 1; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2009; Poland & Pederson, 1998, S. 295). Zunehmend setzt sich jedoch die Erkenntnis durch, dass das Schweigen nicht einfach der Absenz von empirischem Datenmaterial gleichkommt (Mazzei, 2007), sondern als bedeutungsvoller Analysefokus berücksichtigt werden sollte (Eckert & Cichecki, 2020). Dies korrespondiert mit dem grundsätzli-

chen Anspruch qualitativer Methodologien, implizite Bedeutungsebenen zu erfassen (Charmaz, 2004, S. 979; Schütze, 1983) und damit in den Blick zu nehmen, was *nicht* explizit benannt wurde. Dennoch werden und sind qualitativ Forschende vor allem darin sozialisiert, sich in der Analyse auf das transkribierte Wort zu fokussieren. Wenn in einem Interview nichts erzählt wird, das mit dem Erkenntnisinteresse korrespondiert, gilt es für die Analyse als nicht verwertbar (Mazzei, 2007). Damit verknüpft ist das Gütekriterium, die empirische Gültigkeit qualitativer Ergebnisse anhand konkreter Aussagen der Studienteilnehmenden zu belegen (Kawabata & Gastaldo, 2015, S. 1). Die Schwierigkeit der Ergebnisdarstellung von Nicht-Erzähltem könnte einer der Gründe sein, warum das Schweigen während des Interviews in der qualitativen Sozialforschung nach wie vor oft nicht mitgedacht und nicht als eigenständiger Untersuchungsgegenstand wahrgenommen wird (vgl. Poland & Pederson, 1998). Demgegenüber hält Mazzei (2007) fest, dass das Schweigen zur Fülle des Ausdrucks einer Person dazu gehört, und plädiert dafür, es analytisch zu berücksichtigen. Poland & Pederson (1998) führen aus, dass das Schweigen in Interviews ebenso aufschlussreich sei wie das Erzählte. Eckert & Cichecki (2020) argumentieren, dass es dem Prinzip der Offenheit der qualitativen Sozialforschung widerspräche, karge und schweigsame Interviews auszusortieren, und vertreten die Position, Interviews sogar vorrangig zu behandeln, die den eigenen Erwartungen widersprechen (Eckert & Cichecki, 2020, S. 11). Vertreter:innen verschiedener qualitativer Ansätze betonen die Wichtigkeit, das Schweigen in Interviews analytisch zu berücksichtigen. Rosenthal (1994, S. 10) hält als wichtige Vertreterin qualitativer Forschung im deutschsprachigen Raum fest, dass qualitative Forschung gerade auch Nicht-Thematisiertes und die Auslassungen in die Analyse miteinbeziehen müsse, da wir das Nicht-Erzählen ja nur dann überhaupt erkennen können, „wenn wir nicht nur das manifest Erzählte, sondern auch die Auslassungen und die zwischen den Zeilen durchscheinenden erlebten, aber verschwiegenen Realitäten analysieren.“ Ähnlich argumentiert die Grounded Theory Methodologin Charmaz (2004) dafür, das Schweigen innerhalb des Kontextes einzuordnen, in dem es auftritt. Dennoch bleibt häufig unklar, wie mit dem Schweigen in Interviews analytisch umzugehen ist (Nakane, 2011; Poland & Pederson, 1998). Bisherige Forschungen beschäftigen sich mit sehr unterschiedlichen Phänomenen zum Schweigen in Interviews, zum Beispiel mit wenig informativen Interviews mit langen Sprechpausen (Torbenfeldt Bengtsson & Fynbo, 2018; Nairn et al., 2005; Nagar-Ron & Motzafi-Haller, 2011), mit akustisch schwer verständlichen Interviewpartner:innen (Owens, 2006), mit Interviewpart-

ner:innen, die unerwarteten Tätigkeiten nachgingen und etwa Musik abspielten, anstelle der Erzählaufforderung nachzukommen (Prior, 2014), mit durch Trauma bedingtem Schweigen in Lebensgeschichten (Schörmann, 2021a; Ghorashi, 2008; Loch, 2008), dem Sprechen über Belangloses, um Schwieriges zu umgehen (Morison & Macleod, 2014), ausweichend antwortenden Interviewpartner:innen (Hennion, 2007), der Sprachlosigkeit von weissen Menschen beim Sprechen über Rassismus (Mazzei, 2003), oder auch mit zu dominanten Interviewer:innen (Gesch-Karamanlidis, 2015). Schörmann (2021b) analysiert die eingeschränkte Selbstthematizierung traumatisierter Menschen und arbeitet heraus, dass diese u.a. mit erfahrener Gewalt und gestörter Vertrauensverhältnisse zusammenhängt. Rosenthal (1999) umreist in ihrer Forschungsarbeit zu Nachkommen von Holocaust-Überlebenden ein Phänomen des Schweigens, bei dem Nachkommen ihre eigene Lebensgeschichte im Schatten jener ihrer traumatisierten Eltern erzählen. Sie interpretiert diese Schattengeschichten als Hinweis auf die starke emotionale Bindung der Nachkommen an ihre Eltern. In unserem Forschungsprojekt bin ich einem ähnlichen Phänomen begegnet, das ich als „verdeckte Lebensgeschichten“ bezeichne. Es geht dabei um biografisch-narrative Interviews, in denen die Biografinnen anstelle der von ihnen erwarteten, eigenen Lebensgeschichte vor allem jene ihrer Väter erzählten, die als Kinder im Rahmen fürsorglicher Zwangsmassnahmen (FSZM) fremdplatziert wurden, und in Heimen und/oder Pflegefamilien aufwuchsen. Im Zentrum dieses Beitrags steht das systematische Herausarbeiten der Art und Weise, wie Dethematisierungen des eigenen Lebens vor dem Hintergrund der elterlichen Erfahrungen bezüglich FSZM innerhalb der Gesamterzählung strukturiert sind. Damit soll gezeigt werden, in welcher Weise sich Transgenerationalität im Interview auf Ebene der Erzählstruktur abbilden kann.

Da in der Analyse biografisch-narrativer Interviews der gesellschaftliche Kontext zentral ist, in dem die Lebensgeschichten situiert sind (Schütze, 1983), exploriere ich in einem ersten Schritt knapp den spezifischen sozio-historischen Kontext fürsorglicher Zwangsmassnahmen und erläutere anschliessend, in welchem Rahmen die Interviews geführt wurden. Vor diesem Hintergrund analysiere ich dann anhand eines Fallbeispiels die verdeckte Lebensgeschichte von Priska, und diskutiere die Erkenntnisse abschliessend.

2. Der soziohistorische Kontext fürsorglicher Zwangsmassnahmen in der Schweiz vor 1981

Im Forschungsprojekt, das dem Beitrag zugrunde liegt, beschäftige ich mich mit den transgenerationalen Folgen fürsorglicher Zwangsmassnahmen (FSZM) in der Schweiz vor 1981. Der Begriff FSZM umfasst eine Reihe behördlich angeordneter Massnahmen im Rahmen der damaligen Schweizer Sozialpolitik, wie z.B. die Platzierung von Kindern und Jugendlichen in Pflegefamilien, Heimen, als Arbeitskräfte auf Bauernhöfen (sog. „Verdingkinder“) und anderen Erziehungsanstalten. Die Massnahmen richteten sich insbesondere gegen Familien, die den vorherrschenden bürgerlichen Familienidealen aufgrund von Armut und weiteren Merkmalen wie uneheliche Geburt oder alleinerziehende Mütter nicht entsprachen (Ammann & Schwendener, 2019, S. 24ff.). Die Folgen für die Betroffenen waren infolge massiver Gewalterfahrungen und Lieblosigkeit, sozialer Isolation und der Ausbeutung als Arbeitskräfte oftmals traumatisch (Ammann & Schwendener, 2019). Bis vor wenigen Jahren war die Thematik in der Schweiz politisch und gesellschaftlich weitgehend tabuisiert. Erst seit 2013 wird öffentlich darüber gesprochen, und es gibt gegenwärtig gesellschaftliche und politische Aufarbeitungsbemühungen (Germann & Odier, 2019). Seit 2017 findet zudem eine wissenschaftliche Aufarbeitung im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 76 „Fürsorge und Zwang“ (NFP 76) statt.

3. Methodisches Vorgehen

Das dem Beitrag zugrunde liegende Forschungsprojekt „Von Generation zu Generation: Familiennarrative im Kontext von Fürsorge und Zwang“¹ ist Teil des NFP 76. 27 Nachkommen im Alter von 30 bis 75 Jahren erzählten uns in Einzelinterviews ihre Lebensgeschichten. Davon waren vier männlich und 23 weiblich. Es ist das erste Mal, dass Nachkommen von Betroffenen von FSZM in der Schweiz im Rahmen einer Studie befragt wurden. Die Interviews dauerten zwischen eineinhalb und sieben Stunden und waren emotional sehr intensiv. Der Interviewzusage ging in fast allen Fällen ein längerer Entscheidungsprozess voraus. Den Entscheid teilzunehmen

1 Das Projekt lief von August 2019 bis Juli 2022. Projektleiterin war Andrea Abraham. Mitgearbeitet haben ausserdem Eveline Ammann Dula, Kevin Bitsch, Regina Jenzer, Cynthia Steiner, Dominik Bodmer und Madlaina Stauffer.

fällten die Nachkommen sehr bewusst und dieser war mit dem Anliegen verknüpft, einen Beitrag dazu zu leisten, dass ihre Erfahrungen und die transgenerationalen Folgen FSZM gesellschaftlich gehört werden.

Bezüglich der biografisch-narrativen Interviews wählten wir den offensivsten Erzählstimulus, indem wir die Teilnehmenden baten, ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Wir unterbrachen unsere Interviewpartner:innen dann nicht, sondern stellten erst im Anschluss an die Haupterzählung Nachfragen zu Unklarheiten und Themen, die wenig zur Sprache kamen, sowie im Sinn des theoretischen Samplings bei Bedarf Vertiefungsfragen zu Schwerpunktthemen, die von den Projektmitarbeitenden bearbeitet wurden, wie etwa zum Schweigen über die elterliche Geschichte (vgl. Rosenthal, 2015; vgl. Strauss & Corbin, 1996).

Die Interviews führten wir in der Muttersprache der Teilnehmenden, die in 25 Fällen Schweizer Mundart ist, in zwei Fällen Französisch. Die Interviews wurden wiederum in Schweizer Mundart, bzw. Französisch transkribiert. Zu allen Interviews wurden zudem Feldnotizen erstellt, in denen Beobachtungen und Geschehnisse vor dem Interview, während diesem und danach festgehalten wurden. Die Feldnotizen wurden in die Analyse einbezogen (vgl. Corbin & Strauss, 2015).

In allen unseren Interviews waren die Interviewpartner:innen in ihrer biografischen Besonderheit als Nachkommen angesprochen. Der mögliche Einwand, dass bestimmte Interviewte gerade aus diesem Grund sehr ausgeprägt von ihren Eltern anstatt von sich erzählten, kann durch den expliziten Erzählstimulus („Erzählen Sie mir bitte Ihre Lebensgeschichte“) und den Vergleich mit den anderen Interviews unseres Samples zurückgewiesen werden. Die vergleichende Analyse der Interviews zeigt, dass die grosse Mehrheit der Teilnehmenden auf das ihnen vorgängig kommunizierte Forschungsthema zwar eingeht, ihre Lebenserzählung jedoch entsprechend eigenen Relevanzen gestaltet. Daher gehe ich davon aus, dass die elterliche Geschichte nur dann die Struktur der Lebenserzählung bestimmt, wenn sie zentral ist für die biografische Gesamtansicht der Nachkommen (vgl. Rosenthal, 1995). Auffällig ist, dass 24 der 27 interviewten Nachkommen von erlebter psychischer, physischer und/oder sexueller Gewalt durch ihre Eltern und insgesamt schwierigen, integritätsverletzenden oder abgebrochenen Beziehungen zu den Eltern berichteten. Die hier gemachten analytischen Überlegungen widmen sich dem Material, das sich von diesem Hauptdatenkorpus unterscheidet. Diese drei anderen Interviews, deren „verdeckte“ Lebensgeschichten die Analysegrundlage dieses Beitrags sind, zeichnen sich dadurch aus, dass die Teilnehmenden von liebevollen und

nahen Beziehungen zu ihren Eltern erzählen. Alle drei sind Töchter durch FSZM betroffener Väter.

Die drei „verdeckten“ Lebensgeschichten habe ich anhand der Transkripte vergleichend im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede analysiert (vgl. Strauss & Corbin, 1996). Das Vorgehen erfolgte induktiv (Strübing, 2014), und der analytische Fokus lag insbesondere auch auf dem Nicht-Erzählten. Um den Dethematisierungen auf die Spur zu kommen, habe ich anhand des Gesagten darauf schliessen können, was entsprechend *nicht* gesagt wurde. Die Ergebnisse der Analysen stelle ich im Kapitel 4 exemplarisch anhand von Priskas Fallgeschichte dar. In der Ergebnisdarstellung unterscheide ich analytisch die Ebene der Erzählstruktur von der Ebene des explizit Erzählten. Die Erzählstruktur bezeichnet die formale Textebene, während sich das explizit Erzählte auf Beschreibungen über erlebte Erfahrungen bezieht.

Es folgt ein kurzes Fallporträt von Priska, anschliessend präsentiere ich die Ergebnisse. Die Zitate werden aus Gründen der Leserlichkeit in Schriftdeutsch wiedergegeben.

3.1 Fallporträt Priska

Priska² kommt 1986 auf die Welt und wächst in einer ländlichen Umgebung in der Deutschschweiz auf. Sie hat einen zwei Jahre älteren Bruder. Ihre Eltern ziehen in ihrer Kindheit mehrmals um, jedoch bleiben sie immer in der Region, so dass Priska keine Schulwechsel erlebt. Als sie zwölf Jahre alt ist, trennen sich die Eltern, und sie lebt mit ihrem Bruder fortan bei der Mutter. Der Vater wohnt in der Nähe, und der Kontakt zu ihm bleibt eng. Sie besucht das höchste Niveau der Sekundarstufe 1 und entschliesst sich anschliessend für eine Lehre als Schneiderin. Mit Beginn der Lehre zieht sie als Fünfzehnjährige von zu Hause aus in ein kleines Zimmer in der nächstgelegenen Schweizer Grossstadt. In der Stadt taucht sie in die Metalszene ein und organisiert Konzerte. Nach Abschluss der Lehre und der Berufsmatur folgen viele Umzüge in der ganzen Deutschschweiz; sie wohnt nirgends länger als zwei Jahre. Nachdem sie ein Praktikum in einer heilpädagogischen Einrichtung absolviert hat, nimmt sie 21-jährig das Studium zur Heilpädagogin auf. Dieses hat sie mittlerweile abgeschlossen

2 Der Name Priska ist ein Pseudonym. Gewisse weitere biografische Angaben wurden aus Gründen des Datenschutzes verändert.

und arbeitet zum Zeitpunkt des Interviews in dem Beruf. Sie hat keine Kinder.

Das Interview dauerte rund 135 Minuten und fand auf Wunsch von Priska in den Räumen der Hochschule statt, die das Projekt durchführt. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie 34 Jahre alt.

4. Die Struktur verdeckter Lebensgeschichten

Anhand von Priskas biografischer Erzählung möchte ich in diesem Kapitel exemplarisch die Struktur der verdeckten Lebensgeschichten herausarbeiten bzw. herauschälen. Dazu lege ich anhand ausgewählter, oft längerer Interviewausschnitte dar, anhand welcher Merkmale sich die Dethematisierung des eigenen Lebens äussert und inwiefern diese mit explizit erzählten Erfahrungen der Biografinnen korrespondieren, um so die Einbettung der Erzählstruktur in die biografische Erzählung zu gewährleisten.

4.1 Hohe Präsenz der Väter: die elterliche Geschichte ansteuern

Den Lebensgeschichten ist gemeinsam, dass die Väter der Biografinnen in der Erzählung viel Raum einnehmen. Bereits früh im Erzähleinstieg steuern sie auf die Väter und deren Fremdplatzierungserfahrung hin.

Im Folgenden zeige ich – exemplarisch – Priskas unmittelbaren Erzähleinstieg auf die Frage nach ihrer Lebensgeschichte. Sie beginnt und präsentiert sich als Tochter ihrer Eltern und lenkt den Fokus dann sogleich auf ihren Vater:

„Ich habe überlegt [...] wo ich da anfangen [...]. Genau, ich bin das zweite gemeinsame Kind von meinen Eltern, das heisst von meinem Vater [...]. Er hatte seit Geburt an sein ganzes Leben eine lange Geschichte, diverse Stationen, x Stationen von Platzierungen gehabt, so sagt man dem heute vielleicht [...]. Also genau und von meiner Mutter, und wir waren insgesamt zwei Kinder aus dieser Kombination. Ich habe noch einen älteren Bruder, zwei Jahre älter [...]“ (Priska, Transkript Z. 1–7)

Priska macht keine Angaben zu sich, etwa zu ihrem Geburtsdatum oder ihrem Geburtsort, sondern wählt stattdessen die Geburt des Vaters als Ausgangspunkt ihrer Lebenserzählung. Sie präsentiert ihn als Menschen, der seit Geburt eine lange Geschichte mit vielen Stationen der Fremdplat-

zierung erlebt hat. Zu ihrer Mutter erwähnt sie nichts weiter. Diese Erzählstruktur entfaltet sie in den nächsten Minuten weiter, indem sie eigene Erfahrungen zwar streift, um dann sogleich auf den Vater zu sprechen zu kommen:

„[...]³ wir sind zusammen in so einem grösseren Dorf aufgewachsen, paar Mal rumgezügelt aber alles so ein bisschen in der Region [...]. Meine Eltern haben sich kennengelernt genau [...] beide haben in einer Sonderschule gearbeitet [...]. Mein Vater hat einen älteren Bruder, der ebenfalls platziert wurde, aber immer in anderen Institutionen, weil er eine leichte geistige Beeinträchtigung gehabt hat. Die Vermutung ist, dass dies daraus kommt, weil die gemeinsame Mutter Alkohol konsumiert hat während der Schwangerschaft. Und er [...] hat glaub noch so ein oder zwei Jahre bei ihr gewohnt und dann ist mein Vater [auf die Welt] gekommen und dann sind sie beide platziert worden [...]. Mein Vater ist vor allem in Basel aufgewachsen, oder sagen wir so, er war ein Kind aus Basel und [er hat] natürlich in der ganzen Schweiz gewohnt, aber so sein Wohnort war eigentlich Basel [...]“ (Priska, Transkript Z. 7–28)

Priska erwähnt, dass sie in „so einem grösseren Dorf“ aufgewachsen sei, und die Familie dann „ein paar Mal umgezogen sei so ein bisschen in der Region“. Auffällig ist, wie unpräzise und beiläufig sie hier von den Orten ihres Aufwachsens spricht. Sie benennt keine Ortschaftsnamen, erzählt nicht, wie oft und zu welchen Zeitpunkten sie umgezogen sind, wie es dazu kam und auch nicht, wie sie diese Umzüge erlebte. In der weiteren Haupterzählung kommt sie nicht mehr auf diese Thematik der Wohnortwechsel zurück. Sie bricht das Thema an dieser Stelle ab und findet über den Bruder des Vaters wieder zu dessen Geburt zurück und führt seine Lebensgeschichte weiter aus.

Bis zu diesem Punkt haben wir deutlich mehr zur Geschichte des Vaters erfahren als zu jener Priskas. Ihr Erzählanfang ist geprägt von Erzählabbrüchen bei der Thematisierung eigener Erfahrungen und Hinwendungen zur Geschichte des Vaters. Auffällig ist zudem der höhere Detaillierungsgrad der Erzählungen, wenn sie vom Vater erzählt (Benennung seiner Herkunftsstadt, Zeitpunkt der Fremdplatzierung, Altersunterschied zu Geschwistern), während sie bei Angaben zu sich selbst ungenauer bleibt.

3 Die Klammer mit den drei Punkten zu Beginn des Zitats bedeutet, dass das Zitat mitten im Erzählfluss einsetzt.

Nach etwa zehn Erzählminuten erfolgt dann eine sehr eindrückliche Hinwendung zur Geschichte des Vaters. Bis zu diesem Zeitpunkt hat Priska ihre Erzählung weder unterbrochen noch hat sie mich oder das Projekt adressiert. Dies verdeutlicht, dass sie die Aufgabe des freien Erzählens angenommen hat und umsetzt. Priska kündigt an, noch etwas zu *ihrer* Kindheit erzählen zu wollen und steuert stattdessen *seine* Kindheit an, erzählt seine Geschichte ausführlich. Dieser Erzählteil nimmt den grössten Raum in ihrer Haupterzählung ein. Darin werden insbesondere auch die grosse Überforderung und emotionale Belastung deutlich, die für die Biografinnen aus der Vergangenheit der Väter resultieren. Im Folgenden bilde ich jenen Ausschnitt des Transkripts ab, der den Übergang zur Hinwendung zur Geschichte des Vaters aufzeigt:⁴

„aber vielleicht doch nochmals zurück, um ein genaueres Bild von meiner **Kindheit** zu geben. Also es ist **immer** sehr transparent gewesen [...] würde ich sagen, wie mein Vater aufgewachsen ist [...] durch Geschichten die er erzählt hat, auch schwierige Geschichten [...]. Er ist so ein ganz grosser Geschichtenerzähler, oder ja kleine Details [...]. Mein Vater hat viel Missbrauch erlebt [...]. Er ist ein Kind gewesen, das sich gegen alles aufgelehnt hat und das ist **immer** denke ich bis jetzt. Wirklich so ein **Systemsprenger**, der irgendwie von null bis zehn [Jahren] glaub irgendwie phu, [an] 35 verschiedenen **Orten** oder so [...] gewesen ist. Also wirklich einfach **ständig** gewechselt, ständig an neuen Orten [...]. Dann wieder auf die Kurve⁵, dann wieder [...] in einer Pflegefamilie, dann in ein Heim, dann in ein anderes Heim, dann wieder in das Heim zurück, dann an ganz, ganz vielen Orten **verdingt**, also als Jugendlicher. Bei verschiedenen Bauernhöfen [...]. Und **viel, viel** Gewalt erfahren [...] das war transparent. Also sei es sexueller Missbrauch, sei es einfach massive Gewalt, sei es emotionaler Missbrauch [...]“ (Priska, Transkript Z. 118–147)

Priska beschreibt, dass „immer sehr transparent“ gewesen sei, wie der Vater aufgewachsen ist. Sie stellt diese Transparenz als gegebenen Zustand in ihrer Kindheit dar und zeigt dadurch, dass sie diesem Zustand als Kind ausgesetzt war, ob sie wollte oder nicht. Das Wort „immer“ zeigt an, dass dieses Ausgesetztsein bereits ab früher Kindheit bestand und somit ein

4 Bei den fett gedruckten Worten handelt es sich um besondere Hervorhebungen im Sprechakt.

5 Der Begriff «auf die Kurve gehen» bedeutet, abzuhalten.

überdauerndes und bestimmendes Gefühl ihrer Kindheit ist. Den Zustand des Ausgesetztseins bestätigt sich anschliessend, indem sie sich selbst als passive Hörerin der Geschichten des Vaters positioniert, während sie den Vater als aktiven Geschichtenerzähler kontrastiert. Einen Grund dafür, dass sie das Hören der Geschichten des Vaters als Ausgesetztsein erlebte, nennt sie anschliessend, indem sie beschreibt, dass der Vater auch „schwierige“ Geschichten erzählte. Dadurch deutet sie an, dass sie mit seinen Erzählungen überfordert war. Dem Gefühl der Überforderung verleiht sie in der Folge Nachdruck, indem sie den Vater als „ganz grossen Geschichtenerzähler“ darstellt, der detaillreich erzählte. Dass sie ihn als „ganz grossen Geschichtenerzähler“ beschreibt, könnte zudem darauf hinweisen, dass der Vater oft Geschichten erzählt hat, sie entsprechend häufig seinen Erzählungen ausgesetzt war, und auch dies zum Gefühl der Überforderung und Überwältigung beitrug. Anschliessend offenbart sie, dass der Vater ihr von seinen Missbräuchen erzählt hat, womit der Grund ihrer Überforderung klar wird. Sie führt dies nicht weiter aus, sondern bricht an dieser Stelle ab und präsentiert den Vater erneut als aktiv handelnde Person, indem sie ihn als „Systemsprenger“ bezeichnet. Der Begriff „Systemsprenger“ impliziert, Regeln zu brechen, sperrig zu sein andere zu überfordern. Indem sie beschreibt, dass der Vater sich bis „bis jetzt“ „gegen alles“ auflehnt, deutet sie an, dass er gegen verschiedene Arten von Regeln verstösst und Macht darüber hat, verschiedene Systeme zu sprengen. Dass dies für Priska bis heute „so“ ist, könnte dahingehend gedeutet werden, dass seine Regelbrüche auch sie treffen. Wiederum beschreibt sie nicht, wie sie dies erlebt, oder wie sie damit umgeht. Auch anhand dieser Situation wird eine Überforderung Priskas im Umgang mit ihrem Vater ersichtlich. Im weiteren Verlauf zählt Priska verschiedene schwierige Erfahrungen des Vaters auf. Die Aufzählung ist distanzierend, sie bleibt allgemein, benennt keine Details und beschreibt nicht, was diese schwierigen Erzählungen bei ihr emotional auslösten. Mit den vielen „dann“-Formulierungen und der mehrmaligen Verwendung des Begriffs „irgendwie“ signalisiert sie eine Unübersichtlichkeit und Vagheit hinsichtlich der zahlreichen schwierigen Erfahrungen, die wiederum als Indiz für die Überforderung und Belastung mit der väterlichen Geschichte gelesen werden können. Sie beendet die Aufzählung, indem sie nochmals betont, dass dies alles transparent gewesen sei. Dadurch hebt sie den ihre Kindheit überdauernden Zustand des „Ausgesetztseins“ nochmals hervor und verdeutlicht die dominante Präsenz des Vaters als Geschichtenerzähler, seiner Geschichten und seiner Vergangenheit. Die hohe Präsenz des Vaters und seiner Geschichte in der Narration deckt sich damit, dass Priska ihn

und seine Geschichte seit ihrer Kindheit als sehr dominant und raumeinnehmend erlebt. Dies deckt sich mit weiteren Erzählungen über ihn im Interview.

4.2 Eigene Lebensphasen streifen oder auslassen

Die biografischen Erzählungen zeichnen sich weiter dadurch aus, dass die Biografinnen eigene Lebensphasen und darin enthaltene erwartbare Themen lediglich streifen oder sogar ganz auslassen. Im Folgenden zeige ich dazu zuerst die einzige Textstelle von Priskas Haupterzählung, in der sie ihre Schulzeit anspricht. Unmittelbar davor thematisiert sie, wie wichtig dem Vater im Leben Unabhängigkeit war und ist, und dass diese Einstellung einen grossen Einfluss darauf hatte, wie sie und ihr Bruder ihren Lebensweg gestalteten.

„[...] genau wir sind durch die Schule, ich habe abgeschlossen, Sek A. Habe eigentlich [...] ganz fest die Schule abschliessen wollen und einen Beruf lernen, obwohl ich auch das Gymnasium hätte machen können [...]“ (Priska, Transkript Z. 95–97)

Priska fasst zusammen, dass sie „durch die Schule“ gegangen seien und sie die Schule unbedingt abschliessen wollte, um einen Beruf lernen zu können, obwohl sie auch auf das Gymnasium hätte gehen können. Aus dem Kontext lässt sich erschliessen, dass sich das „wir“ auf sie und ihren Bruder bezieht. Erzählungen dazu, wie sie die Schulzeit erlebte, sowie Ausführungen zu Beziehungen zu Peers und Lehrer:innen fehlen gänzlich.

Weitere erwartbare Themen zu ihrer Jugendzeit und generell zu ihrem Leben, wie Freundschaften und (nicht familiäre) Beziehungen oder Freizeitbeschäftigungen, thematisiert sie nicht. Im Nachfrageteil berichtet sie beiläufig, wie sie als Jugendliche Metalkonzerte organisierte. Weiteres zum konkreten Erleben fehlt aber auch hier.

4.3 Eigene Lebensphasen in Bezug auf den Vater thematisieren

Ein weiteres Merkmal der verdeckten Lebensgeschichten besteht darin, dass die Väter selbst in jenen Erzählteilen, in denen die Töchter etwas länger von sich erzählen, als Referenzrahmen bestehen bleiben. So fährt Priska fort und beschreibt zusammenfassend ihre Jahre der Adoleszenz entlang

ihres Ausbildungsweges von der Schneiderin zur Heilpädagogin. In ihrer Haupterzählung ist dies die einzige Stelle, in der sie über ihre Jugendjahre spricht:

„[...] und alle haben immer gesagt etwas Soziales [...] wär super [...] und ich hab gesagt auf gar keinen Fall, das ist das Schlimmste auf der ganzen Welt (lacht). Meine Eltern machen das schon. Niemals. Ich werde Schneiderin, und habe eine Schneiderinnenausbildung gemacht, und hab glaub vorher noch nie richtig genäht [...]. Das ist wirklich so ein Entscheid gewesen. Ablösung [...] mit fünfzehn. Sicher nicht das machen, was die Eltern machen [...]. Und dann nach der Lehre ist es ziemlich schnell gegangen, dass ich wie gemerkt habe [...], ist vielleicht doch nicht ganz das [...]. Ich kann mir irgendwie keine Zukunft vorstellen in so einem militärisch organisierten Umfeld [...]. Man musste wirklich so Karriere machen und Praktika im Ausland machen und so. [...] Das war mir zu eng und zu blöd (lacht). Und dann hab ich das Praktikum gemacht in einer Schule für Schwerhörige, grad direkt nach der Lehre. Und hab eigentlich schnell gemerkt ja, das ist vielleicht schon das [...] was mir gefallen würde. Und [...] habe dann die BMS [Berufsmaturitätsschule] nachgeholt [...] und dann die Ausbildung als Heilpädagogin gemacht [...]“ (Priska, Transkript Z. 97–115)

Auffällig ist, dass selbst in diesem knappen Bericht zu ihrer Jugendzeit, bzw. ihrem beruflichen Werdegang, ihr Vater als Referenzrahmen bestehen bleibt. So nutzt sie die Erzählung über ihre Berufswahl als Schneiderin, um sich als jemanden zu präsentieren, der sich aktiv von ihren Eltern abgrenzte, indem sie einen anderen Berufsweg einschlug als diese. Ihre Eltern waren beide in sozialen Berufen tätig. Da ihr der Beruf der Schneiderin aber aufgrund des „militärisch organisierten Umfeldes“ nicht entsprach, wandte Priska sich nach der Berufslehre doch dem sozialen Bereich zu. Indem sie sich als auflehnd präsentiert und sich vom „militärisch organisierten Umfeld“ abgrenzt, rahmt sie sich implizit als ihrem Vater ähnlich: Wie auch in Kapitel 3.1 dargestellt, stellt sie ihren Vater im Interview wiederholt als jemanden dar, der sich auflehnt, sich nicht gerne unterordnet und aus hierarchischen Strukturen ausbricht, so wie sie es hier auch tat. Schliesslich absolvierte sie die gleiche Ausbildung wie ihr Vater und wurde Heilpädagogin. Obwohl sie sich zuerst dagegen sträubte, denselben Beruf wie ihr Vater zu ergreifen, habe sie dann festgestellt, dass dies eben „schon“ das wäre, was auch ihr gefallen würde. Hier ist die Ähnlichkeit zu ihrem Vater offenkundig. Priskas explizit geschilderte Orientierung am Vater bezüglich

ihres beruflichen Werdegangs deckt sich mit der narrativen Orientierung an ihm.

Das Zitate illustriert ferner, dass Priska sehr wenig dazu erzählt, wie sie ihr Leben emotional erlebt hat, inwiefern etwa die Lehre für sie schwierig oder schön war. Weiter fehlen Ausführungen, wie es dazu gekommen ist, dass sie ein Praktikum in der Schule für Schwerhörige machte, und welche Überlegungen und Ereignisse dazu führten.

4.4 Eigenes Leiden und eigene Bedürfnisse hinter diejenigen der Väter stellen

Die Analyse zeigt weiter, dass die Biografinnen eigenes Leiden oder schwierige und komplizierte Erfahrungen sowie eigene Bedürfnisse kaum erzählen, während stattdessen das Leiden der Väter und deren Bedürfnisse viel Raum einnehmen. Nebst der Überforderung und Belastung durch den Vater und dessen Geschichte (siehe Kap. 4.1) ist die Trennung der Eltern, als Priska zwölf Jahre alt war, das einzige Ereignis, das auf ein eigenes Leidenspotential verweist. Sie thematisiert die Trennung eher früh in der Haupterzählung, nachdem sie davor länger über die frühe Kindheit ihres Vaters erzählt und wenige Angaben zu ihrem Aufwachsen gemacht hat. In diesem Zug erwähnt Priska, dass sie ein „Sozi Haushalt“ gewesen seien, da beide Eltern in sozialen Berufen arbeiteten. An dieser Stelle bricht sie das Thema ab und kommt auf die Trennung zu sprechen. Wie sie selbst die Trennung erlebte und welches ihre Bedürfnisse in dieser Zeit waren, erwähnt sie am Rand; vornehmlich lenkt sie auch hier den Fokus auf den Vater, und wie er die Trennung handhabte:

„[...] sie haben sich dann getrennt [...] als ich etwa zwölf Jahre alt war, und haben das [...] für damals wahrscheinlich recht modern gelöst. Weil wir wie im Haus geblieben sind und die Betreuung weiterhin durch beide gewährleistet gewesen ist [...]. Und vor allem für meinen Vater ist das sehr wichtig gewesen, dass er wirklich Vater sein und bleiben kann. Also das hat er auch immer ganz fest betont. Und das ist zum Beispiel auch in dieser Trennungszeit gewesen [...], dass er das Familiäre sehr, sehr stark weiterhin [...] gefördert hat. Und zum Beispiel ich [...] habe ganz anders reagiert und habe gesagt „Nein“, ihr seid jetzt getrennt, ich habe jetzt zwei Familien, ist super so, kein Problem, ist eh besser [...], wir feiern Geburtstag separat, und ich hab das sehr getrennt gebraucht. Und er hat das immer ganz fest zusammen gewollt. Wir sind weiterhin

eine Familie, ihr habt die beste Mutter, die es gibt und so. Das ist für ihn ganz, ganz wichtig gewesen [...]. Ja, das hat er immer gesagt, wir seien die einzige Familie, die er hat [...] und meine Mutter bleibt für ihn Familie, das ist jetzt noch so. Also aus seiner Perspektive gehört sie weiterhin fix dazu. Also das ist ja noch spannend, er hat dann schon in einer anderen Beziehung gelebt, bis jetzt, die [Frau] hat ein Kind mitgebracht und er hat einfach dann probiert alles zu einer Familie zu machen [...]. Und ich glaub das war nicht für alle Mitglieder gleich stark oder gleich emotional verbunden wie für ihn, aber das ist für ihn enorm wichtig gewesen [...]. Und ich weiss noch, darüber hat er später auch gesprochen, dass diese Trennung für ihn schwierig gewesen ist, weil er wie Angst gehabt hat [...] die Familie meiner Mutter zu verlieren, also die Geschwister, die Grossmutter [...] so eine Ursprungsfamilie zu verlieren, das hatte ihn lange [...] in der Beziehung gehalten glaube ich [...]" (Priska, Transkript Z. 43–71)

Priska beschreibt ausführlich das ausgeprägte Bedürfnis des Vaters nach Nähe zur Familie und wie es ihm wichtig war, die Familie auch nach der Trennung aufrecht zu erhalten, bzw. seine Familie mit seiner neuen zu vereinen. Sie verwendet wiederum viele Superlative, wenn es um ihn geht (vgl. Zitat in Kap. 4.1), wie „sehr, sehr stark“, „immer ganz fest“, oder „enorm wichtig“. Damit zeigt Priska erneut, wie raumeinnehmend sie ihren Vater und seine Bedürfnisse erlebte. Priskas gegenteiliges Bedürfnis als Kind, klar zu trennen zwischen ihrer leiblichen Familie und der neuen ihres Vaters, findet in ihrer Darstellung im Verhältnis nur wenig Platz. Im Nachfrageteil, als ich danach fragte, wie Priska die Trennung erlebte, nimmt erneut nicht ihr eigenes Erleben den grössten Raum ein, sondern ihre Eltern. Hier thematisiert sie inhaltlich explizit das Leiden ihrer Mutter nach der Trennung, der es sehr schlecht ging und die Antidepressiva nehmen musste. Sich selbst stellt sie kontrastierend dar: Für sie sei die Trennung „ok“ und „kein Problem“ gewesen, und sogar eine Erleichterung. Einzig die klare Unterscheidung zwischen ihrer Familie und der neuen ihres Vaters sei ihr wichtig gewesen. Ihre Erzählstruktur, eigene schwierige Erfahrungen und Emotionen zurückzustellen, bestätigt sich im Nachfrageteil.

Die Dethematisierung von eigenen schwierigen Erfahrungen und das Fokussieren auf Leidenserfahrungen insbesondere der betroffenen Väter in der lebensgeschichtlichen Erzählung korrespondiert mit anderen Textstellen, in denen die Biografinnen thematisieren, dass sie eigenes Leid gegenüber den Vätern kaum ansprechen. So erzählt Priska, dass ihr Vater sehr

bemüht war, dass sie es als Kind besser haben soll, als er es selbst hatte. Gleichzeitig vermittelte er ihr das Gefühl, dass Priskas Leben im Vergleich zu seinem leicht und einfach sei. Priskas Vater etwa spricht ihr ab, im Leben kämpfen zu müssen, während sein Leben aus Kämpfen bestand:

„[...] er musste kämpfen, wir nicht [...]“ (Priska, Transkript Z. 593)

Priska beschreibt, dass sie Hemmungen hat, gegenüber ihrem Vater eigene Probleme oder Sorgen anzusprechen, da sie diese im Vergleich zu seinen als zu unbedeutend bewertet und gleichzeitig den Vater nicht noch mehr belasten will:

„[...] unser Leben ist sicher nie schlimmer als seines, so, das sagt er nicht, aber so das innere Gefühl [...]. Das hilft mir manchmal auch und dann denke ich, ja gut, ist ja alles nicht so schlimm. Aber es kann [...] auch Phasen geben, wo ich [...] so Sachen nicht mit unserem Vater bespreche, eher mit unserer Mutter. Weil einerseits um ihn nicht mehr zu belasten. Da hat man vielleicht unbewusst das Gefühl es ist lächerlich, oder, obwohl er das immer sehr ernst nimmt. Aber irgendetwas hat es in dem drin [...] er musste kämpfen, wir nicht [...]“ (Priska, Transkript Z. 586–593)

Das Zitat zeigt ausserdem, dass Priska eigene Probleme vor dem Vater nicht nur verdeckt, um ihn zu schonen, sondern sie auch vor sich selbst kleinredet („und dann denke ich, ja gut, ist ja alles nicht so schlimm“). Dies könnte als ein möglicher Grund gelesen werden, warum sie diese auch im Interview nicht thematisiert.

5. Diskussion

In diesem Beitrag habe ich die Struktur „verdeckter“ Lebenserzählungen analysiert. Ausgehend von der Darlegung des soziohistorischen Kontextes fürsorgerischer Zwangsmassnahmen (FSZM) in der Schweiz vor 1981 und dem Setting des übergeordneten Forschungsprojekts habe ich aufgezeigt, wie die Dethematisierung eigener Erfahrungen in biografisch-narrativen Interviews mit Nachkommen Betroffener von FSZM innerhalb der Gesamterzählung strukturiert sind. Datengrundlage bildeten 27 Interviews, von denen drei als „verdeckte“ Lebenserzählungen kategorisiert wurden. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass die Biografinnen überwiegend von ihren von FSZM betroffenen Vätern erzählten, während sie über ihre eigenen

Lebenswege weitgehend schwiegen. Die drei Interviews unterscheiden sich auch darin vom restlichen Datenkorpus, dass die Biografinnen von liebevollen Beziehungen zu ihren Vätern erzählen und sie keine explizite Gewalt schildern. Die zentralen Merkmale dieser drei verdeckten Lebensgeschichten habe ich exemplarisch anhand von Priskas Interview dargestellt.

Die Dethematisierung eigener Erfahrungen zeigt sich darin, dass die Biografinnen bereits sehr früh im Erzähleinstieg die Lebensgeschichte ihrer Väter ansteuern, die als Minderjährige von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffen waren, und inhaltlich ausgeprägter und in höherem Detaillierungsgrad von deren Lebensgeschichten erzählen als von ihrer eigenen. Erzählungen zu eigenen Erfahrungen schweifen schnell ab und werden abrupt durch thematische Hinwendungen zu den Vätern abgebrochen. Eigene Lebensphasen werden ganz ausgelassen oder lediglich gestreift und darin enthaltene erwartbare Themen nicht thematisiert. Selbst in den knappen Ausführungen zu eigenen Lebensphasen wird der Referenzrahmen „Vater“ kaum verlassen. Das heisst, dass die Biografinnen kaum Begebenheiten aus ihrem Leben erzählen, die ohne Bezug und thematisch losgelöst von den Vätern auskommen. Es könnte vermutet werden, dass die Biografinnen jene Themen weitgehend oder ganz aus ihrer Lebenserzählung ausblenden, zu denen sie keinen Bezug zu den Vätern herstellen können. Auffallend sind zudem fehlende Erzählungen über eigenes Leid, während dem Leiden der Väter viel Erzählraum gewährt wird. Insgesamt wird in den drei hier fokussierten Interviews mit den Töchtern nicht oder kaum thematisiert, wie das eigene Leben erlebt wurde und wird.

Deutlich wird, dass die Erzählstruktur verdeckter Lebensgeschichten mit expliziten Aussagen der Biografinnen korrespondiert. So korrespondiert die hohe Präsenz der Väter in den Narrationen damit, dass die Töchter ihre Väter tatsächlich als sehr starke und raumeinnehmende Personen in ihren Leben thematisieren. Zudem wird durch die Analyse eine latente emotionale Belastung durch die Vergangenheit der Väter erkennbar. Weiter spiegelt sich die narrative Orientierung an den Vätern in der Erzählung der Töchter darin wider, dass sie sich in ihrer Lebensgestaltung, etwa der Berufswahl, an ihren Vätern orientierten. Schliesslich korrespondiert die Dethematierung von eigenen schwierigen Erfahrungen und die Überpräsenz des väterlichen Leids in den Narrationen damit, dass die Biografinnen eigenes Leid als unbedeutend im Verhältnis zu jenem der Väter bewerten. Dies könnte ein Grund sein, warum sie dieses auch im Interview nicht ansprechen. Wichtig anzumerken ist, dass den betroffenen Elternteilen auch in manchen anderen Lebensgeschichten aus unserem Gesamtsample ein

hoher Stellenwert durch die Biograf:innen zugeschrieben wird, sowohl narrativ als auch inhaltlich. In diesen Interviews erzählen die Nachkommen gleichzeitig aber auch ausgeprägt und vor allem losgelöst vom betroffenen Elternteil von ihren eigenen, eigenständigen Lebenswegen. Es ist also diese spezifische Kombination von Zusammenhängen zwischen der Erzählstruktur und expliziten Erzählungen, bei gleichzeitiger weitgehender Absenz von anderen Erzählungen über das eigene Leben, welche die verdeckten Lebensgeschichten auszeichnet. Deutlich daran wird, dass sich Transgenerationalität auch auf der Ebene der Erzählstruktur abbilden kann. Die Ergebnisse ähneln den Analysen von Rosenthal (1999, S. 49f.; S. 63ff.). Sie beschreibt Interviews mit Nachkommen von Holocaust-Überlebenden, deren eigene Leben „hinter den Familiengeschichten verschwinden“ und deren Selbstpräsentation sich dadurch auszeichnet, dass sie ihr eigenes Leben nur schwer von der Familiengeschichte trennen können. Zudem würden die Nachkommen es sich verbieten, Probleme zu haben oder den Eltern Schwierigkeiten zu bereiten. Zu betonen ist, dass ich keinesfalls den Kontext des Holocausts mit jenem fürsorglicher Zwangsmassnahmen in der Schweiz gleichsetzen will. Der Vergleich der Befunde ist darum mit Vorsicht zu lesen.

Weiter zeigt der Beitrag anhand der Analyse der Dethematisierung der eigenen Lebensgeschichte auf, wie Formen des Schweigens für die Analyse genutzt werden können. Damit leiste ich einen Beitrag in Bezug auf die vorherrschende Unsicherheit in der qualitativen Sozialforschung, wie methodisch mit dem Schweigen in Interviews umgegangen werden könnte (Eckert & Cicecki, 2020; vgl. Mazzei, 2007; vgl. Nakane, 2011; vgl. Poland & Pederson, 1998). Das Vorgehen bestand hier in der Fokussierung darauf, was explizit gesagt wurde, um davon ausgehend zu analysieren, was entsprechend *nicht* angesprochen wurde. Darüber hinaus reagiert der Beitrag auf die Schwierigkeit der Ergebnisdarstellung von Analysen zum Schweigen in der qualitativen Sozialforschung (vgl. Kawabata & Gastaldo, 2015) und zeigt eine Möglichkeit auf, wie dies gelöst werden könnte. Statt Zitate aus verschiedenen Interviews heranzuziehen um unsere Analysen zu belegen, wie es in komparativen Methodologien in der Regel der Fall ist (Kelle & Kluge, 2010), habe ich mich entschieden, die herausgearbeiteten fallübergreifenden Merkmale der verdeckten Lebensgeschichten entlang eines Einzelfalles zu präsentieren. Durch die Ausbreitung eines Einzelfalles wurde versucht, die Einbettung der Erzählstruktur in die Gesamterzählung zu plausibilisieren, der hier eine wichtige Bedeutung zukommt. Für Corbin & Strauss (2015) und Charmaz (2006) ist die Plausibilisierung der Analyse

für die Lesenden, bzw. die damit verbundene „credibility“, ein entscheidendes Qualitätsmerkmal qualitativer Forschung.

Ohne die Analyse der Erzählstruktur dieser „verdeckten“ Lebenserzählungen hätte eine hohe Wahrscheinlichkeit bestanden, diese aufgrund der wenigen empirischen Daten zum Leben der Biografinnen analytisch zu vernachlässigen. Der Beitrag zeigt auf, dass es bedeutsam ist, Dethematisierungen sowohl unter Berücksichtigung des soziohistorischen Kontextes wie auch im Kontext der gesamten Lebenserzählung zu verstehen, um sie für die Analyse fruchtbar zu machen. Hervorzuheben ist, dass die Erkenntnisse keineswegs als abschliessend zu verstehen sind, sondern anhand weiterer Interviews, beispielsweise auch aus anderen Kontexten traumatischer Kollektivereignisse, ausdifferenziert werden sollten.

6. Literaturverzeichnis

- Ammann, R. & Schwendener, A. (2019). „Zwangslagenleben“. *Biographien von ehemals administrativ versorgten Menschen*. Chronos.
- Charmaz, K. (2004). Premises, principles, and practices in qualitative research: revisiting the foundations. *Qualitative health research*, 14(7), S. 976–993.
- Corbin, J. M. & Strauss, A. L. (2015). *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. SAGE.
- Eckert, J. & Cichecki, D. (2020). Mit „gescheiterten“ Interviews arbeiten: Impulse für eine reflexiv-interaktionistische Interviewforschung. Beltz Juventa.
- Germann, U. & Odier, L. (2019). *Organisierte Willkür: Administrative Versorgungen in der Schweiz 1930–1981. Schlussbericht*. Chronos.
- Gesch-Karamanlidis, E. (2015). Reflecting on Novice Qualitative Interviewer Mistakes. *TQR* 20(5), S. 712–726.
- Ghorashi, H. (2008). Giving Silence a Chance: The Importance of Life Stories for Research on Refugees. *Journal of Refugee Studies* 21(1), S. 117–132.
- Hennion, A. (2007). Those Things That Hold Us Together: Taste and Sociology. *Cultural Sociology* 1(1), S. 97–114.
- Hirschauer, S. (2001). Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen / Ethnographic Writing and the Silence of the Social. *Zeitschrift für Soziologie* 30(6), S. 429–451.
- Kawabata, M. & Gastaldo, D. (2015). The Less Said, the Better. *International Journal of Qualitative Methods* 14(4), S. 1–9.
- Kelle, U. & Kluge, S. (2010). *Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Loch, U. (2008). Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews. *FQS Forum Qualitative Sozialforschung* 9 (1), Art. 54.

- Mazzei, L. A. (2003). Silent listenings: deconstructive practices in discourse-based research. *Educational Researcher* 33(2), S. 26–34.
- Mazzei, L. A. (2007). *Inhabited Silence in Qualitative Research: Putting Poststructural Theory to Work*. Peter Lang Publishing.
- Morison, T. & Macleod, C. (2014). When veiled silences speak: reflexivity, trouble and repair as methodological tools for interpreting the unspoken in discourse-based data. *Qualitative research* 14(6), S. 694–711.
- Mruck, K. & Mey, G. (1996). Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit. *Journal für Psychologie* 4(3), S. 3–21.
- Nagar-Ron, S. & Motzafi-Haller, P. (2011). „My Life? There Is Not Much to Tell”: On Voice, Silence and Agency in Interviews With First-Generation Mizrahi Jewish Women Immigrants to Israel. *Qualitative Inquiry* 17(7), S. 653–663.
- Nairn, K., Munro, J. & Smith, A. B. (2005). A counter-narrative of a ‘failed’ interview. *Qualitative research* 5(2), S. 221–244.
- Nakane, I. (2011). The role of silence in interpreted police interviews. *Journal of Pragmatics* 43(9), S. 2317–2330.
- Owens, E. (2006): Conversational Space and Participant Shame in Interviewing. *Qualitative Inquiry* 12(6), S. 1160–1179.
- Poland, B. & Pederson, A. (1998). Reading Between the Lines: Interpreting Silences in Qualitative Research. *Qualitative Inquiry* 4(2), S. 293–312.
- Prior, M. T. (2014). Re-Examining Alignment in a „Failed” Autobiographic Research Interview. *Qualitative Inquiry* 20(4), S. 495–508.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2009). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. 2. Auflage. Oldenbourg.
- Rosenthal, G. (1994). Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität: methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. *Westfälisches Dampfboot*, S. 125–138.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Habil.-Schrift, Univ. Gesamthochschule Kassel 1993. Campus.
- Rosenthal, G. (1999). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen: Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Psychosozial-Verlag.
- Rosenthal, G. (2015). *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. Beltz Juventa.
- Schörmann, Ch. (2021a). Fragmentierung erzählter Lebensgeschichten als soziales Phänomen: Analysen autobiografischer Selbstthematisierungen komplex traumatisierter Erwachsenen. *Neue Praxis: Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik* 51(1), S. 59–73.
- Schörmann, Ch. (2021b). *Trauma und biografische Arbeit: Eine biografieanalytische Studie anhand erzählter Lebensgeschichten komplex traumatisierter Erwachsener*. Springer VS.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis: Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik* 13(3), S. 283–293.

- Strauss, A. L. & Corbin, J. M. (1996). *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Beltz.
- Strübing, J. (2014). *Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Torbenfeldt Bengtsson, T. & Fynbo, L. (2018): Analysing the significance of silence in qualitative interviewing: questioning and shifting power relations. *Qualitative research: QR* 18(1), S. 19–35.